

# Thesen zu den Entwicklungstendenzen von Literatur und literarischem Leben nach der Wiedervereinigung\*

Thesen und Kommentar zur deutschen Literatur seit 1945

Ralf Schnell (Keio Uni.)

„Der heutige Tag ist ein Resultat des gestrigen.  
Was dieser gewollt hat, müssen wir erforschen,  
wenn wir zu wissen wünschen, was jener will.“

Heinrich Heine: Französische Zustände (1832)

## I. Ausgangssituation

1. Die Teilung der deutschen Literatur nach 1945 beginnt, verfolgt man sie bis zu ihren Anfängen zurück, bereits im Jahre 1933.
2. Die gemeinsame Forderung der Schriftsteller aus Ost und West auf dem ersten – und bis 1981 einzigen – gesamt-deutschen Schriftstellerkongreß 1947 in Berlin lautete:

---

\* Bei diesem Beitrag handelt es sich um die unveränderte Wiedergabe eines Referates auf dem internationalen germanistischen Symposium „Tendenzen und Aussichten der deutschen Literatur seit der Wiedervereinigung“, das das Institut für Deutschlandforschung der Seoul National University am 19. März 1993 im Hoam-Haus an der Seoul National University veranstaltet hat.

„Einheit“.

3. Die Geschichte der deutschen Literatur nach 1945 knüpft an zwei unterschiedliche Traditionslinien an: Exil (DDR) und Innere Emigration (Bundesrepublik).

4. Die deutsche Literatur in Ost und West ging nach 1945 von einem gemeinsamen Erfahrungshintergrund aus: Faschismus, Krieg, Nachkrieg.

5. Die Ausgangssituation der Literaturen Ost und West zeigt zwei unterschiedliche literarästhetische Profile: sozialkritische und sozialistisch-realistische Erzählmuster in der DDR, literarische Moderne in der Bundesrepublik.

## II. Entwicklung

6. Die Literaturen in den beiden deutschen Staaten erfüllen in den 50er Jahren unterschiedliche Funktionen: „Aufbau“ im Zeichen des verordneten „Antifaschismus“ in der DDR, Ausbildung von Dissidenz und ästhetischer Heteronomie in der Bundesrepublik.

7. Die Literatur der 60er Jahre hat in Ost und West gleichermaßen die Funktion, soziale Defizite wahrzunehmen, freilich jeweils andere: den verdrängten Faktor „Subjektivität“ in der DDR, die versäumte „Politisierung“ mit einem Umbruch in der Bundesrepublik.

8. Die 70er Jahre erbringen für die westdeutsche Literatur

einen Rückgang auf die Provinzen des Ich. für die DDR-Literatur – datierbar auf die Ausbürgerung Wolf Biermanns (1976) – einen Bruch mit ihrem bisherigen Sozialverständnis, der zur kulturellen Erosion führt.

9. Die Literaturentwicklung der 70er Jahre tendiert in Deutschland vor dem Hintergrund systemüberschreitender Problemkonstellationen zur Konvergenz. Diese Konvergenz findet ihren Ausdruck in der gemeinsamen Forderung der Schriftsteller aus Ost und West nach „Frieden“ und „Abrüstung“ auf dem – seit 1947 einzigen – „gesamt-deutschen“ Schriftstellerkongreß 1981 in Berlin.

10. Die Literatur der 80er Jahre steht – exemplarisch wahrnehmbar am Umgang mit dem Stoff „Geschichte“ und der Verfügung über das Arsenal der Formkonventionen und Denktraditionen – in der DDR im Zeichen einer nachgeholten Moderne, in der Bundesrepublik im Zeichen der „Postmoderne“.

### III. Gegenwärtige Situation

11. Die Literaturen aus Deutschland-Ost und Deutschland-West stehen nach der Wiedervereinigung im Verhältnis der „Ungleichzeitigkeit“ zueinander: thematisch, ästhetisch, sozial.

12. Mit der Wiedervereinigung ist die Funktion des repräsentativen Schriftstellers und Intellektuellen in Deutschland fragwürdig geworden.

13. Der Streit um die DDR-Literatur anlässlich Christa Wolfs

führte in eine falsche Richtung: Es geht in Wahrheit nicht um Probleme der DDR-„Nationalkultur“ oder politischer Positionnahme, sondern um Probleme der ästhetischen (Post-) Moderne. An dieser Frage entscheidet sich, „was bleibt“.

14. Die Debatte um die „Stasi“-Vergangenheit der DDR-Autoren wiederholt Fehler der ersten deutschen Vergangenheitsbewältigung: Politisches Handeln und poetisches Werk gehen nicht ineinander auf.

15. Die neueste deutsche Literatur der nachwachsenden Schriftsteller besitzt – in Ost *und* West – ein neues, eigenständiges Profil. Es kündigt vom Ende der Nachkriegsliteratur ebenso wie vom Bruch zwischen den Autor-Generationen.

### Kommentar: Divergenzen, Konvergenzen – Konturen der deutsch-deutschen Literaturentwicklung

Ein Kommentar, ein Rückblick: Zwischenbilanz und Bestandsaufnahme aus Zeitgenossenschaft, vorläufig also, auch fehlbar, ein Versuch notwendiger Selbstverständigung inmitten einer Situation des Umbruchs. Ein Wort Heinrich Heines, des wahlverwandten Dichters einer Übergangszeit, mag diesem Unterfangen als orientierendes Motto dienen: „Der heutige Tag“, so Heine in *Französische Zustände* aus dem Jahre 1832, „ist ein Resultat des gestrigen. Was dieser gewollt hat, müssen wir erforschen, wenn wir zu wissen wünschen, was jener will.“ Heines Wort ist zu verstehen als Plädoyer für die

Offenheit eines Fragens, das auf seine möglichen Antworten noch neugierig ist. Hermann Kant, der Heines Wort seinen Roman *Die Aula* voranstellte, hat dessen Postulat des Forschens und Fragens in blanke Affirmation verwandelt: Er vermeinte, das Resultat – die DDR, wie er sie verstand – in Händen zu halten, bevor dieses ihm des Fragens würdig wurde. Historisch läßt sich so nicht denken – jedenfalls dann nicht, wenn man Antworten auf die Frage sucht, was war, was bleibt, was wird.

Vor diesem Hintergrund Konturen der deutsch-deutschen Literaturentwicklung nachzuzeichnen, heißt, auf das widerspruchsvolle Wechselspiel ihrer Divergenzen und Konvergenzen sich einzulassen. Dabei tritt ein prägendes Element vor allen anderen hervor: das ihrer retrospektiven Bindungen und Befangenheiten. Deren Voraussetzungen lassen sich zumindest bis zum 10. Mai 1933 zurückverfolgen. Mit der Bücherverbrennung durch den Nationalsozialismus setzte eine Austreibung der progressiven Literatur ein, die – vermittelt über die Schaffung eines kulturellen Mythos – die deutsche Literaturgeschichte über Jahrzehnte hinweg gezeichnet und geprägt hat. Denn die Verfolgung, Unterdrückung und Ermordung, die Drangsalierung und Exilierung der bedeutendsten deutschen Autoren, kurz: der Terror des Faschismus schuf, wider Willen, den in der deutschen Geschichte einzigartigen Typus des Märtyrers, der zugleich Repräsentant war – Repräsentant deutscher Größe, Märtyrer deutschen Leidens. Aus dieser Konstellation erwuchs der Kulturmythos vom Schriftsteller als Statthalter nationalen Verantwortungsgefühls und kollektiven Gewissens. Er wurde, als Typus, sichtbar zuerst auf jenem gesamtdeutschen Schriftstellerkongreß des Jahres 1947, bei dem die Forderung nach

nationaler und kultureller Einheit, erhoben von Autoren aus Ost und West, zuoberst auf der Tagesordnung stand. Es war der Versuch, eine gemeinsame Perspektive für eine einzige deutsche Nationalkultur zu entwerfen. Deren Ausgangspunkt bildete die Erfahrung von Faschismus und Drittem Reich, Exil und Innerer Emigration, Krieg und Nachkrieg. „Verantwortung“ lautete das Identität stiftende Postulat, „Einheit“ die zukunftsweisende Formel. Die Autoren verstanden sich, so gläubig wie unverdrossen, als Stellvertreter der ganzen Nation – ihr kultureller Status sollte ihnen politischen Einfluß sichern. Freilich: Jener Schriftstellerkongreß läßt sich, so gut er gemeint war, kaum anders denn als Vorschein der beginnenden Spaltung verstehen. Tatsächlich hatten die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs ihre Einflußsphären bereits nachhaltig gegeneinander abgegrenzt – sie erwiesen sich alsbald als Demarkationslinien zweier deutscher Literaturen. Schon den Ruf nach „Einheit“ muß man deshalb rückblickend als Ausdruck von deren Scheitern begreifen.

Mit anderen Worten: Die Legitimation der Schriftsteller für ihren Kongreß schrieb sich nicht aus einer gestaltbaren Gegenwart her, sondern aus einer zertrümmerten Vergangenheit, deren Ruinen in Affirmation transformiert wurden. Es waren dementsprechend nicht Autoren der jungen, nachwachsenden Generation, sondern die des Exils und der Inneren Emigration, welche die literarische Entwicklung nach 1945 zunächst dominierten. Knüpfte man in der SBZ/DDR politisch, im Zeichen des verordneten „Antifaschismus“, an die Strategie der Volksfront an, literaturgeschichtlich ans Exil, literarästhetisch an den BPRS und ans Konzept des „Sozialistischen Realismus“, so in den Westzonen und der frühen Bundesrepublik an Entwicklungen der Inneren Emigration, an

Positionen der Innerlichkeit, an konventionelle Schreibweisen und traditionalistische Poetiken. Dies war der Ausgangspunkt. Er zeigte eine deutliche Konvergenz hinsichtlich der Themen und Probleme: Faschismus, Krieg und Nachkrieg, Verantwortung, Schuld und Not. Erst im Maße fortschreitender Eigenständigkeit traten hinsichtlich der Verarbeitungsformen Divergenzen zwischen Ost und West hervor: frühzeitig schon und bis in die 60er Jahre hinein zeigten sich marxistisch vorgeformte, vornehmlich sozialkritisch-realistische Muster der Geschichtsdeutung in der DDR-Literatur, in der Literatur der Bundesrepublik hingegen – zumal in Lyrik und Prosa – der Versuch, Anschluß an die literarische Moderne zu finden, vom Expressionismus bis zu den jüngeren amerikanischen Autoren.

Thematische Konvergenz, ästhetische Divergenz – so ließe sich die Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit pointieren. Das – auch thematisch – Trennende prägte sich in den 50er Jahren immer deutlicher aus, ohne freilich die Autoren aus den Befangenheiten ihres gleichermaßen autoritativen und repräsentativen Selbstverständnisses zu entlassen. Während die Literatur der DDR, nach der Phase der „antifaschistisch-demokratischen Umgestaltung“, zunehmend dem Appel zum mitgestaltenden „Aufbau“ des sozialistischen Staates folgte, trat die Literatur der Bundesrepublik in eine immer deutlicher sich zur Geltung bringende Distanz zum Konservatismus der Ära Adenauer. Die Literatur der DDR fungierte als „Aufbau“-Instrument: kulturpolitisch, da sie abhängig war von den Lizenzen der SED und des Staates; inhaltlich, da in sie die Perspektiven und Direktiven der Partei eingingen; ästhetisch, da sie der Doktrin des „Sozialistischen Realismus“ verpflichtet war. Die Literatur in der Bundesrepublik definierte sich

hingegen zu einem guten Teil über ihre Distanz zum Staat und zur führenden Partei, auf die sie gleichwohl fixiert blieb. Kritik war ihr Lebenselixier – Kritik an Staat und Kirche, am Wirtschaftswunder und an den Verdrängungen der Nachkriegszeit Erprobt wurden soziale Dissidenz und ästhetische Heteronomie. Gesucht wurden neue Formen des Ausdrucks, um dem Bannkreis der Restaurationsepoche zu entkommen – vergeblich, da die Literatur, sieht man von Ausnahmen ab, fortwährend in diesem Bannkreis zirkulierte.

Demgegenüber versah die Literatur der 60er Jahre, in Ost und West, die Funktion, historische Defizite im Lichte sozialer Utopien wahrzunehmen, freilich jeweils andere: den verdrängten Faktor „Subjektivität“ in der DDR, die versäumte „Politisierung“ in der Bundesrepublik. Defizite – das meint: unterschlagene Wirklichkeitsbereiche. Wo in der DDR bislang Subjektivität marginalisiert und abgedrängt wurde, bringt sich diese nun unüberhörbar zu Wort. Wo in der Bundesrepublik ganze Dimensionen von Geschichte und Gesellschaft tabuisiert oder verdrängt waren – Nationalsozialismus, Konservatismus, Klerikalismus, Arbeitswelt –, finden politisiertes Theater, Reportagen, Dokumentarliteratur und Alltagslyrik ein reiches Feld der Entdeckung und Aufklärung. Die Literatur beider deutscher Staaten nahm in dieser Zeit ein gleichsam klassisches Erbe wahr: im Horizont utopischer Entwürfe in der Geschichte Unabgeholtenes einzufordern, in der Gesellschaft Uneingelöstes einzuklagen. Daß sich diese Tendenz in letzter Konsequenz gegen die politisch-aufklärerischen Impulse selber zu richten vermochte, zeigte sich in der Bundesrepublik. Anfang der 70er Jahre mit der Entwicklung einer Neuen Subjektivität, die sich gegen die Abstraktionen der Politisierungsphase kehrte. In der DDR



hingegen stellte der Anspruch auf Subjektivität die parteibestimmten sozialen Voraussetzungen ihrer eigenen Existenz in Frage. Die Biermann-Ausbürgerung führte zur Neuorientierung nach einer Phase der Desorientierung, schließlich zu einem Unterlaufen der gewachsenen, verkarsteten Strukturen. An die Stelle des inhaltsbestimmenden sozialistischen „Aufbaus“ trat die Wahrnehmung von Funktionen unterschlagener Öffentlichkeit.

So überraschend deshalb das von der SED geförderte Autorentreffen des Jahres 1981 auch seinerzeit erscheinen mochte – es entbehrte doch nicht einer die Staaten gleichsam transzendierenden Logik deutsch-deutscher Kulturkonvergenz, die, abermals, über das Selbstverständnis der Schriftsteller vermittelt war: Gewissen der Nation zu sein. Bei diesem Treffen äußerte sich Übereinstimmung in übergreifenden, die Systemdifferenzen überschreitenden Problemstellungen – Atomrüstung, Overkill, drohender Nuklearkrieg, – die, zum ersten Mal seit 1947, Schriftsteller aus Ost und West gemeinsam auf den Plan riefen. Eine Übereinstimmung, die mehr als nur den Wunsch nach pragmatischer Kooperation signalisierte. Hatte das verbindende Losungswort zu Beginn des Kalten Krieges noch „Einheit“ gelautet und sich eben hierin die deutsche Spaltung schon abgezeichnet, so hieß die Parole jetzt „Frieden“. Seither finden sich – ganz abgesehen von Martin Walser, dem einsamen Rufer in der Wüste der deutschen Teilung – allenthalben Spuren eines poetischen Veränderungswillens, der auf einer Verflüssigung des scheinbar erstarrten Geschichtsprozesses bestanden hat. Daß die deutsche Literatur, aus Ost *und* West, mit ihrem Selbstverständnis mahnender Repräsentanz zu solcher Verflüssigung beigetragen hat, läßt sich kaum bestreiten. Anders als

Günter Grass dies sehen mochte, wird man diesen Veränderungswillen gerade als ein Bekenntnis zu jener Hypothek bewerten dürfen, die Auschwitz für die deutsche Geschichte insgesamt und dauerhaft bedeutet.

Dies ist, dies war der Ausgangspunkt des Jahres 1989. Die deutsch-duetsche Literatur der unmittelbaren Gegenwart befindet sich seither in einer Situation der „Ungleichzeitigkeit“ – ästhetisch, thematisch, institutionell. Ästhetisch, insoweit sich im Westen Deutschlands eine Vielfalt konkurrierender künstlerischer Wahrnehmungsformen entwickeln konnte, während Autoren der DDR – von Ausnahmen wie Heiner Müller abgesehen – dem Bannkreis des verordneten Realismus weitgehend verhaftet blieben. Thematisch, da die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit – die ersten autobiographischen Texte nach der „Wende“ zeigen dies hinlänglich – ein dominanter Stoffbereich der DDR-Autoren bleiben wird, fremd und fern der zeitgenössischen Problemvielfalt des „postmodernen“ Westens. Institutionell schließlich, da sich die Autoren und Verlage aus der DDR neu zu orientieren haben auf dem Markt einer Mediengesellschaft. Deren Logenplätze aber sind besetzt, das Interesse an Systemdissidenz hat sich erschöpft, Stellungskriege und Partisanenkämpfe zeichnen sich ab. Es geht, buchstäblich, ums Überleben.

Kommt – im Hinblick auf die Schriftsteller in Ost *und* West – erschwerend hinzu, daß eben jene Rolle fragwürdig geworden ist, welche die Autoren, über Jahrzehnte hinweg und noch während der „Wende“, unbefragt glaubten wahrnehmen zu können: die Rolle des Repräsentanten. Wohl nie zuvor haben so viele prominente Schriftsteller in so konzentrierter Form ein so hohes Maß an Wirklichkeitsindifferenz unter Beweis gestellt wie zum Zeitpunkt des Umbruchs in der

DDR. Namen zu nennen erübrigt sich – wer sich wichtig nahm, hat sich beteiligt. Die zunehmend sich beschleunigende Entwicklung zur deutschen Einheit lief, mit atemberaubender Geschwindigkeit und substanzentziehender Realitätsmächtigkeit, an den vielen, allzu vielen Meinungen rücksichtslos vorbei, während die Intellektuellen festhielten an Allmachtsphantasien, Weltdeutungsformeln und Richtungssignalen, für die kein Bedarf bestand. Was blieb, war die Entzauberung des Intellektuellen als eines repräsentativen Sozialtypus. Das ist kein Anlaß zur Häme, handelt es sich doch um ein Phänomen, das sich allenthalben beobachten läßt: Politik und Philosophie, Kunst und Architektur, Film, Fernsehen und selbst der Fußballsport haben ihre dominanten und prägenden Vorbilder, Leitfiguren und Idole verloren – Ausdruck der zunehmenden Komplexität postindustrieller Gesellschaften im Zeitalter der Medien, das nach Funktion verlangt, nicht nach Repräsentation, das Information braucht statt Wahrheit. Schweigen aber will gelernt sein, zumal dann, wenn man auf Sprache vertraut.

In diesem Zusammenhang – und nur in diesem – ist auch Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* von Belang, der erst 1990 veröffentlichte, autobiographisch inspirierte Bericht über die Zeit ihrer Bespitzelung durch den Staatssicherheitsdienst der DDR gegen Ende der 70er Jahre. Nach dem Einbekennen ihrer eigenen Stasi-Tätigkeit ließe sich dieser Text wie eine vorgezogene Selbstrechtfertigung lesen. Doch eine solche Lesart reproduzierte nur manche der problematischen Argumentationsmuster, die in vielfachen Variationen vorgetragen wurden: politische Wertungen eines literarischen Textes. In Frage aber stehen nicht die politischen Positionen von Autoren, auch nicht ihre Stasi-Vergangenheit an sich – in Fragen stehen deren ästhetische Vermittlungen. Es geht,

wenn literarhistorisch gefragt werden soll, „was bleibt“, immer um einzelne Werke. Gewiß: In diesem Werk Christa Wolfs wurden schlaglichtartig die Selbstwidersprüche einer DDR-Intellektuellen faßbar, die – über lange Jahre auch im Westen als literarische Instanz gewürdigt – noch mit der verspäteten Veröffentlichung ihrer Aufzeichnungen dem System auf ihre Weise einen Dienst geleistet zu haben schien. Nur deshalb aber, weil man die politische Funktion dieser repräsentativen DDR-Autorin diskutierte – nicht hingegen, wie angemessen, die ästhetische Dimension autobiographischer Prosa – konnte dieser Text zu einem Veröffentlichungsereignis überhaupt werden. Seine literarische Substanz hätte hierzu nicht gereicht – sofern der Sprache der Poesie denn ein komplexes, realitätstranszendierendes Moment, jenseits aller „Betroffenheit“, noch zuzusprechen ist. Die „andere“, die „neue Sprache“(Christa Wolf) nicht zu besitzen und doch sich zu Wort zu melden – darin fand die bewußtlose Selbstentmächtigung einer bedeutenden Autorin ihren Ausdruck.

Dem kommt freilich auch symbolische Bedeutung zu. Literaturgeschichte ist ein Prozeß, der sich nicht nur im Wandel ihrer Formen, sondern auch im Wechsel übergreifender Paradigmen darstellen läßt. Es gibt Anzeichen dafür, daß sich mit dem Typus des repräsentativen Intellektuellen zugleich die traditionelle Funktion der Literatur als gesellschaftlicher Leit-Diskurs verloren hat. Eine neue Generation von Autoren hat sich entwickelt, in Ost und West, die aus den Traumata der deutschen Vergangenheit in eben dem Maße hervorzutreten beginnt, in dem sie bereit ist, in den Nischen der funktional ausdifferenzierten Kultursphären deutsch-deutscher Modernität und Normalität Platz zu

nehmen. Daß die ältere Autorengeneration ihre jüngeren Kollegen kaum zur Kenntnis nimmt, sagt über das unterschiedliche Rollenverständnis wie über die künstlerischen Wahrnehmungsdifferenzen zwischen den Generationen gleich viel. Die Literatur der in den 50er und 60er Jahren geborenen Autoren ihrerseits erkennt die einst bestehenden Bindungen und Befangenheiten nicht mehr an. Sie akzeptiert keine Vorbilder, keine Verbindlichkeiten, keine Verpflichtungen. Sie hat im Spiel der Kunst die Kunst des Spiels neu entdeckt. Offenheit kennzeichnet die Haltung dieser Literatur. Polyphonie und Ironie, die Instrumente des Schocks und der Gewalt charakterisieren ihre Mittel. Ihre Prosa bewegt sich in einem Meer aus Gelehrsamkeit und Intertextualität. Ihre Lyrik kultiviert den Gestus des Zitats, der Provokation, der Selbstreferenz. Ihr kraftgenialisches Theater liebt den Exzeß mehr als die Bemühung um Sinngebung, Wesensdeutung oder Aufklärung. Dieser Zuwachs an – auch künstlerischer – Freiheit ist nicht gering zu schätzen. In ihr realisiert sich, nach den Perioden der Affirmation und der Utopie, ein Anspruch auf Autonomie, der als Merkmal einer emanzipierten literarischen Post-Moderne gelten kann. Vielleicht aber sind die Beschleunigungen des Medienzeitalters, die auch die Literatur in den Sog des Vergessens hineinzureißen drohen, der Tribut, den die jüngeren Autoren für die Preisgabe prägender historischer und sozialer Erfahrungen zu entrichten haben.